Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 25 (1954)

Heft: 11

Artikel: Probleme der psychischen Hygiene in Anstalten

Autor: Kielholz, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-808440

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pädagogik des schwererziehbaren Kindes deckt sich mit keiner Schulpädagogik; und mit keinem der Schlagworte irgend einer noch so modernen Richtung der Erziehungswissenschaft oder der Erziehungspraxis kann ein Verständnis für das erweckt werden, um was es im Erziehungsalltag eines Heimes geht. Damit soll nicht gesagt sein, dass heutiges medizinisches und pädagogisches Wissen nichts tauge; aber auf beiden Gebieten, auf ärztlichem wie auf erzieherischem, muss auf dem Boden des bestehenden Wissens erst noch gesucht, erfahren und aufgebaut werden, was uns die Arbeit an unsern schwererziehbaren Kindern erhellen kann.

Wenn der Hilfsverband für Schwererziehbare für seinen diesjährigen Fortbildungskurs das Thema der «Zusammenarbeit von Psychiater und Erzieher» gewählt hat, so kann es ihm nicht darum zu tun sein, Pläne und Programme und Richtlinien aufzustellen; dazu ist die Situation in keiner Weise reif. Wir sehen aber, dass trotz der noch bestehenden grossen Schwierigkeiten an einigen Orten der Versuch doch gewagt worden ist, an manchen sogar mit gutem Erfolg; und wir möchten etwas lernen aus dem, was man dabei an guten und an weniger guten Erfahrungen gemacht hat. Wir möchten überdies die Notwendigkeit als solche, die Aufgabe, die uns in dieser Zusammenarbeit gestellt ist, uns wieder einmal vor Augen führen, damit wir, jeder an seinem Ort, prüfen können, ob wir nicht doch auch einen kleinen Beitrag zu ihrer Lösung leisten könnten. Ueber all dem aber werden wir auch von dieser Seite her wieder den Ueberblick über das Ganze unserer Erziehungsaufgabe erhalten und uns der Tiefe ihres Sinnes bewusst werden. Wir haben es ja noch jedes Jahr gespürt, dass nicht das besondere Thema, das wir uns stellten, für sich allein von Bedeutung war, sondern dass wir von jedem einzelnen Gegenstand der pädagogischen Betrachtung her auf das Ganze unserer Aufgabe hingelenkt werden, wenn wir nur tief genug graben, und dass umgekehrt jede Einzelheit dadurch ihre pädagogische Bedeutung erhält, dass wir in ihr das Ganze der Erziehung mit ihrem tiefen Sinn und mit allen ihren Einzelzügen wiedererkennen können. *P. Moor, Zürich.*

*

Kleine Programmänderung siehe Seite 462.

Probleme der psychischen Hygiene in Anstalten

Vortrag gehalten von Dr. A. Kielholz, Aarau, an der Tagung des Schweiz. Verbandes für Teilerwerbsfähige in Pfäffikon ZH, am 7. Oktober 1954

In erster Linie möchte ich für die freundliche Einladung, in Ihrem Kreise über Probleme der psychischen Hygiene in Anstalten einen Vortrag zu halten, meinen Dank aussprechen. Es ist ja eines der Bedürfnisse und der Vorrechte des Alters, sich über das, was man im Laufe seines Lebens erlebt und erfahren hat, auszusprechen und den Jüngern zu zeigen, wie sich begangene Fehler vermeiden und günstige Umstände ausnützen lassen. Wenn man 33 Jahre lang als Arzt und Leiter in Heil- und Pflegeanstalten zugebracht hat, war man in der Lage, genügend Beobachtungen zu dem Thema zu sammeln, von dem ich Ihnen heute berichten möchte. Lassen Sie mich mit *zwei Krankengeschichten* beginnen, die allerdings nicht aus meinem Erfahrungsbereiche stammen, die aber, wie Sie sehen werden, bedeutsame Beziehungen zur psychischen Hygiene haben. Es handelt sich in beiden Fällen um Amerikaner.

Der erste, 1876 geboren, wuchs als der mittlere von 5 Brüdern auf, war als Kleinkind ängstlich und hatte die Neigung, sich zu quälen. Als er das erste Mal Hosen trug, glaubte er, alle Welt sehe ihn an und versteckte sich deswegen hinter Möbeln und auf der Strasse hinter Hecken. Daneben hatte er ein starkes Selbstbewusstsein, fühlte sich deswegen in der Familie und Gesellschaft benachteiligt, sprach wenig und empfand es unangenehm, wenn andere an ihn das Wort richteten. Als während einer geschäftlichen Depression das Vermögen der Familie in Gefahr war, befürchtete er, der Vater könnte Selbstmord begehen. Schon als Mittelschüler zeigte er einen ungewöhnlichen Geschäftssinn. Im Sport suchte er sich als Tennisspieler auszuzeichnen. Als er sich auf die Maturität vorbereitete, erkrankte ein älterer Bruder an einem Leiden, das als Epilepsie betrachtet wurde und sich am Ende als Schädelbasisgeschwulst erwies. Der Kranke wurde zwei Jahre zu Hause verpflegt, machte dann während eines Jahres eine Weltreise auf einem Segelschiff und lebte schliesslich bis zu seinem Tode im Jahr 1900 auf einer Farm. Als er seinen ersten Anfall erlitt, befand sich unser Patient im Kolleg; er war später viel um ihn und hatte immer Angst, der Kranke bekomme seine Anfälle, die während des ersten Jahres nur während der Nacht auftraten, auch am Tage in der Oeffentlichkeit, was seinen Nerven stark zusetzte. Er ängstigte sich, er könnte auch so erkranken. Er dachte und träumte von nichts anderem mehr als von Epilepsie, die er damals als lebendigen Tod betrachtete. Während einer Rezitation im November 1895 erlitt er eine nervöse Krise in der Schulstunde und hatte nachher jedesmal Anfälle von Angst, wenn er rezitieren sollte. An der Universität Yale war er gleichzeitig Mitglied einer geheimen Studentengesellschaft, Herausgeber einer humoristischen, illustrierten Zeitschrift, dann deren Geschäftsführer, um soviel Geld zu verdienen, als das Studium während eines Jahres kostete, und schliesslich gewann er das Diplom in der vorgeschriebenen Zeit, wie er sich das alles vorher vorgenommen hatte. Im Juni 1897 promovierte er und war schon 6 Tage später Angestellter beim Steuerbureau New Haven. Ein Jahr später fand er eine Stelle bei einer Lebensversicherungsgesellschaft in New York, im Herzen des Zentrums der Welt. Im März 1900 erkrankte er an Grippe und blieb deswegen zwei Wochen daheim. Trotzdem er so deprimiert war, dass er weder sich aussprechen, noch lesen, noch schreiben konnte, arbeitete er noch bis Mitte Juni. Dann fuhr er heim ins Elternhaus, machte dort einige Spaziergänge, fühlte dabei ein Zittern von Kopf zu Fuss und fürchtete beständig, einen epileptischen Anfall zu bekommen. Am 18. Juni blieb er im Bett, in der folgenden Nacht bekam er die krankhafte Ueberzeugung, epileptisch geworden zu sein und fasste den Plan, Selbstmord zu begehen. Er dachte daran, ein leckes Boot zu mieten und damit ins Meer hinaus zu fahren, suchte sich im Hause Gift zu verschaffen, dann sich den Hals mit einem Rasiermesser durchzuschneiden. Während drei Nächten schloss er kaum ein Auge und sprach kaum ein Wort. Als am 23. Juni nach dem Mittagessen die Mutter das Zimmer einen Augenblick verliess, um ihm das

Dessert zu holen, stürzte er sich aus dem Fenster im 4. Stock 30 Fuss hoch hinunter und fiel gerade neben der Pflästerung, auf der er zerschmettert wäre, auf weichen Grund, wobei er beide Knöchel brach. Das Bewusstsein schwand nicht; aber der Wahn epileptisch zu sein, war von dem Moment an geschwunden. In ein Spital verbracht, wo man ihm ein Zimmer mit vergittertem Fenster zuwies, gewann er dafür die Ueberzeugung, er sei hier polizeilich überwacht und fasste die dortige Behandlung als Absicht auf, von ihm ein Geständnis zu erzwingen. Er sprach kein Wort, hörte die Stimmen von unsichtbaren Verfolgern und glaubte, er befinde sich auf einem sinkenden Schiffe im Meere. Ein Pflaster, das man auf seinem Kopfe wegen einer Schramme anlegte, betrachtete er als Zeichen der Schande. Er glaubte, alle Zeitungen seien voll von Berichten über seine Missetaten und befürchtete, die Studenten seiner Universität, die damals in New Haven eine Zusammenkunft veranstalteten, kämen, um ihn zu holen und in Stücke zu zerreissen. Ein Gewitter im Juli hielt er für künstlich veranstaltet von seinen Verfolgern. Die Hymnen der Spitalkapelle waren für ihn Sterbegesänge. Als er nach 6 Wochen nach Hause genommen wurde, wollte er davon nichts wissen; die begleitende Krankenschwester hielt er für eine Polizeiüberwachung und den Bruder für einen Detektiv. Er wollte daher weder mit ihm noch mit allen seinen Freunden und Bekannten sprechen. Er hatte jetzt nicht nur Täuschungen des Gehörs, sondern auch solche aller übrigen Sinne. Da die Nahrung nicht den gewöhnlichen Geschmack hatte, glaubte er Gifte zu erhalten, nicht um ihn zu töten, sondern nur um sein Uebelbefinden zu vermehren. Das Bettzeug schien ihm von Seide zu sein, er fühlte Luftzüge durch die Mauerlücken, bestimmt, ihn zu martern; er roch verbranntes Menschenfleisch und andere pestilenzialische Gerüche. Nachts hatte er regelmässig Visionen, sah vor sich auf der Bettdecke Handschriften von ihm selbst, die er nicht entziffern konnte, während die scheinbar neben ihm Stehenden dazu im Stande waren. Er war überzeugt, dass einer seiner Myriaden Verfolger eine Laterna magica bediene, mit der alle diese Dinge ihm vorgeführt würden. Dass er darunter blutige, zerstückelte Menschenleiber sah, führte er auf seine Zeitungslektüre als Knabe zurück, wo er seine Phantasie mit solchen grausigen Neuigkeiten genährt hatte. Jetzt brachte er jedes grössere Verbrechen mit seiner Person in Beziehung. Er glaubte, es sei jede Nacht ein Detektiv unter seinem Bett versteckt, der Eisstücke gegen seine verletzten Glieder pressen müsse, um ein Geständnis von ihm zu erzwingen.

Nachdem er sich während eines Monats daheim körperlich erholt hatte, verbrachte man ihn in ein Privatsanatorium, nach seiner Ueberzeugung, weil man ihm dort den Prozess für eines seiner vielen Verbrechen machen wollte. Die Unterschrift, die er beim Eintritt abgeben musste, betrachtete er als die Unterzeichnung seines Todesurteils. Seine bisherigen Leiden dauerten während des dortigen achtmonatigen Aufenthaltes an, in der ersten Hälfte intensiv. Ein guter Pfleger, der sich seiner angenommen, nahm ihn nach seiner Entlassung aus dem Sanatorium im März 1901 ein Vierteljahr zu sich nach Hause. Er litt aber auch dort beständig an Sinnestäuschungen, Personenverkennungen und Verfolgungswahn. Aus einer weitern Privatanstalt versetzten ihn die Angehörigen am 8. November 1902 in eine staatliche Irrenanstalt mit 2300 Insassen, wo er sich wieder so widerspenstig und aggressiv verhielt wie vorher, und wo es so bei den bedenklichen Verhältnissen, wie sie um die Jahrhundertwende in den Heil- und Pflegeanstalten der USA herrschten, und wie sie in dem Film «Die Schlangengrube» drastisch und ergreifend geschildert sind, zu beständigen Boxkämpfen mit dem völlig verständnislosen und ständig wechselnden Personal und zur Nichtbeachtung oder verkehrten Behandlung durch die ebenso verständnislosen Aerzte kam. Nach einjährigem Aufenthalt in der Anstalt wird er gebessert, aber noch sehr erregt und ohne genügende Krankheitseinsicht entlassen, kann nach einem weitern Vierteljahr seine frühere Stellung als Kaufmann wieder aufnehmen und beschreibt nun sein Leben und speziell seine *Erlebnisse* in den Anstalten in seinem *Buche,* das er «Eine Sele, die sich wiederfand»[1] betitelt, das er dem Präsidenten der USA und einer Reihe sachverständiger, kompetenter Persönlichkeiten zustellt und auf Grund dessen zuerst in Amerika und dann auf der ganzen Erde die *Organisation für psychische Hygiene* entstanden ist, die sich nicht nur um eine Verbesserung der Verhältnisse in den Anstalten, sondern um alle Massnahmen bemüht, die einen Ausbruch der seelischen Störungen verhüten und die geistige Gesundheit erhalten sollen. Der Verfasser des Buches, «*Clifford Wittingham Beers*», war bis zu seinem Tode Sekretär dieser Weltorganisation, die sich immer noch lebhaft betätigt und von Zeit zu Zeit internationale Kongresse veranstaltet.

Der andere Amerikaner *Anton T. Boisen,* im gleichen Jahre geboren wie Beers, hat wie dieser, ein *Buch* über seine Erfahrungen, die er als Patient an einer schweren und von seinen Aerzten als unheilbar betrachteten Geisteskrankheit ergriffen gemacht hatte, das er «die Erforschung der innern Welt» [2] nannte. Dieses Werk hatte nicht den weltweiten Erfolg wie das von Beers, aber es wirkte in kleinerem Kreise doch segensvoll. Der Verfasser setzte sich darin hauptsächlich für eine *bessere Zusammenarbeit* von *Geistlichen* und *Aerzten* ein, da er in der Anstalt, in welcher er während eines drei Wochen dauernden Deliriums mit den furchtbarsten Sinnestäuschungen verpflegt worden war, weder bei den Psychiatern noch bei den Anstaltspfarrern Verständnis und Einsicht für sein Leiden gefunden hatte. Er stellte fest, dass diese Zusammenarbeit dadurch fruchtbarer gestaltet werden könne, dass die Theologen als Studenten in Irren- oder Strafanstalten, Sonderschulen, Beobachtungsstationen für Kinder und Jugendliche oder Spitälern für Körperkranke sich praktisch und theoretisch Kenntnisse der Psychiatrie und Psychotherapie, die Mediziner aber mehr theologisches Verständnis erwerben sollten.

Boisen studierte an der Indiana-Universität, an der Forstschule in Yale und an der Havard-Universität, war Lehrer der romanischen Sprachen, dann Forstassistent, dann Landgeistlicher, betätigte sich nachher, während des ersten Weltkrieges als Sekretär des CVJM und der zwischenkirchlichen Weltbewegung, bevor er Kaplan, d. h. Anstaltsgeistlicher wurde und als solcher an verschiedenen theologischen Seminarien, so in Chicago und Boston Vorlesungen hielt. Anlässlich des silbernen Jubiläums seiner Institution zur klinischen Ausbildung der Theologen in Psychiatrie im Oktober 1950 wurde festgestellt, dass 26 Ausbildungszentren mit 198 Studenten und 36 beaufsichtigenden Kaplänen bestanden; 1300 Geistliche und Fürsorger hatten da ihre Ausbildung erhalten, und mehr als 2500 Studenten hatten am Lehrgang teilgenommen, von denen viele heute taktisch wichtige Stellungen innehalten. An der Feier erklärte Dr. *Boisen:* Unsere Bewegung hat keine neues Evangelium zu verkündigen. Wir versuchen nicht, etwas Neues in die theologische Laufbahn einzuführen, nur einen neuen Zugang zu einigen alten Problemen zu gewinnen. Wir versuchen ferner, die Aufmerksamkeit zurückzudenken auf eine zentrale Aufgabe der Kirche: Seelen zu retten, und darauf, dass das zentrale Problem der Theologie das von der Sünde und Erlösung ist. Was daran neu ist, ist der Versuch, mit dem Studium der lebenden menschlichen Urkunden eher zu beginnen, als mit dem der Bücher, und seine Aufmerksamkeit auf die zu richten, welche verzweiflungsvoll nach den Auswegen des geistigen Lebens und Sterbens suchen.

Ich selber habe aus der Zusammenarbeit mit Geistlichen immer grosse Vorteile gezogen und sie

daher in Wort und Schrift[3] immer befürwortet. Oft eröffnet ein Patient sich eher dem Seelsorger als dem Psychiater, und anderseits suchen heute viele in seelischen Nöten eher den Arzt, speziell den Psychiater und Psychotherapeuten als den Pfarrer auf. Häufig bildet auch die Wiederzuwendung zur Kirche, zum Glauben, zu Gott, den erfreulichen Abschluss einer seelenärztlichen Behandlung, ohne dass speziell darauf tendiert worden wäre.

Dass sich aus dem Verhältnis von Anstaltsleitung und Seelsorger auch unerfreuliche Differenzen entwickeln können, beweist die Affäre in der Arbeitserziehungsanstalt Uitikon. Aber Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. *C. A. Loosli,* der sich in seiner Abhandlung «Psychotherapie und Erziehung»[4] mit dem Fall befasst hat und völlig die Partei der direktorialen Führung mit ständiger Kontrolle der Tagebücher, Briefe und Besuche der Zöglinge ergreift, scheint von der edukativen Psychotherapie eines *Aichhorn, O. Pfister und H. Zulliger,* keinerlei Kenntnis genommen zu haben, die sich alle nicht scheuten, in schwierigen Fällen auch beim ärztlichen Psychotherapeuten oder Psychiater Hilfe zu suchen. Jedenfalls beweist dieser Streitfall die Notwendigkeit der genauen Abgrenzung der Kompetenzen der einzelnen Instanzen innerhalb des Anstaltsorganismus.

Diese Schwierigkeiten hat schon der hl. *Benediktus* bei der Abfassung seiner Regel für die Klöster vorgesehen, indem er, um Reibereien zwischen Abbas und Oekonomen zu verhindern, genau die Wirkungsgebiete ihrer beiden Tätigkeiten abgrenzte. Bis heute haben sich die Reibereien zwschen den Direktoren der Heil- und Pflegeanstalten, welche ja vielfach aus den alten Klöstern hervorgewachsen sind und heute noch ihre Stätten innehalten, und den Verwaltern erhalten und vergiften vielfach die Atmosphäre, trotzdem durch die Reglemente die Kompetenzen der beiden meist scharf abgegrenzt sind, sofern nicht die beiden Persönlichkeiten über soviel Humor verfügen, dass sie sich mit diesen Gegebenheiten abfinden und sich gegenseitig als Individualitäten mit ihren Eigenheiten anerkennen und würdigen können.

Das führt uns zur ersten Tugend, die wir im Interesse der seelischen Gesundheit in der Anstalt fordern müssen, nämlich zur *Ordnung.* Es ist eine allbekannte Tatsache, dass die Ordnung im Aeussern der im Innern des Menschen entspricht, und dass wir nur einen Blick in den Kasten eines Insassen, sei es nun Pflegling oder Angestellter, zu werfen brauchen, um feststellen zu können, wie es mit der Ordnung auch in seinem Kopfe bestellt ist. Wir müssen uns aber auch da vor Extremem hüten. Es gibt bekanntlich Frauen, die man ungalanter Weise als Putzteufel bezeichnet, weil ihr ganzer Lebensinhalt darin zu bestehen scheint, jedes Stäubchen von ihrer Wohnung fernzuhalten, und weil ihnen der tadellose Glanz ihres Parkettbodens viel mehr bedeutet als das Wohlbehagen ihres Eheliebsten. Wenn man die seelische Verfassung solcher Putzerinnen näher untersucht, so kann man feststellen, dass ihre Reinigungwut meist eine Flucht bedeutet vor Aufgaben, die wichtiger wären, vor deren Erfüllung sie sich aber ängstigen. Wir müssen also unsere Pfleglinge und Mitarbeiter beständig zur äussern Ordnung anhalten, wenn wir in ihrem Kopfe und in ihrer Lebensführung Ordnung schaffen wollen; aber ohne Pedanterie und ohne Kleinlichkeit. Zur Ordnung gehört auch die *Disziplin* und der Sicherheitsdienst, nicht nur in den Strafanstalten. Ueber dieses Thema ist kürzlich in der Schriftenserie: «Der Strafvollzug in der Schweiz» ein Sonderheft[6] erschienen, das allen Anstaltsleitern zum Studium empfohlen sei. Es fordert in erster Linie Selbstdisziplin des Leiters und seiner Organe. Die Bedeutung der Disziplin haben wir alle schon in der Schule kennengelernt. Sie trägt ja auch ihren Namen von ihr, denn Discipulus bedeutet der Schüler. Sie alle haben gewiss auch Bekanntschaft gemacht mit jenen unglückseligen Schulmeistern, die bei allem Wissen nicht im Stande waren, in ihren Klassen Ruhe und Ordnung zu halten, weil ihre innere Unsicherheit von den Schülern instinktiv erkannt und mit bübischer Grausamkeit ausgenutzt und verspottet wurde. — Man weiss auch, dass solche Lehrer sich gelegentlich im Aerger über die selbstverschuldete Unordnung zu ungerechtfertigten Strafen hinreissen lassen, welche dann die Situation noch verschlimmern. Meist sind die Führer im Kampf gegen den schwachen Lehrer verwahrloste Elemente, die im Elternhaus eine mangelhafte oder verkehrte Erziehung genossen haben. Wie man solche Jugendliche mit Erfolg behandeln und aus ihrer Verwahrlosung herausführen kann, hat uns vor allem *August Aichhorn* gelehrt, der in den Wirren der Nachkriegszeit in der von ihm geschaffenen Fürsorgeanstalt *Oberhollabrunn* und *St. Andrä* in *Niederösterreich* sich mit Erfolg bemühte, eine Psychologie der Versöhnung durch Milieuschaffung mit wenig Anstaltscharakter zu schaffen, eher eine freie Siedelung lebensbejahender Menschen. Er und seine Mitarbeiterinnen verhielten sich den heftigsten Aggressionen dieser Jugendlichen gegenüber, die anfänglich Scheiben einschlugen, die Baracken anzuzünden drohten und ihn und seine Gehilfinnen mit Messern bedrohten, absolut passiv und ruhig und brachten so die Buben dazu, dass sie schliesslich unter Tränen um Verzeihung und weitere betreuende Liebe baten. Die zehn Vorlesungen, die dieser grosse Pädagoge veröffentlicht hat, müssen allen, die es mit solchen Elementen zu tun bekommen, zum eingehenden Studium empfohlen werden.[7]

Die Bedeutung einer angemessenen *Beschäftigung* als wirksamstes Mittel, nicht nur zur Erhaltung der Disziplin, sondern auch zur körperlichen und seelischen Gesunderhaltung ist wohl allseitig anerkannt. In den Strafanstalten und auch in Arbeitsheimen erhalten die Insassen dafür einen angemessenen Lohn, in den Heil- und Pflegeanstalten gewährt man den Arbeitenden indirekte Entschädigungen durch Esszulagen, freie Ausgänge, Aufenthalt in offenen Abteilungen, Teilnahme an Festlichkeiten. Die möglichst freie Behandlung ist schon von *Pinel,* dem Begründer der modernen Psychotherapie gepredigt worden. Er nahm als junger Arzt als Augenzeuge an der Hinrichtung des

Königs Ludwig XVI. teil, die auf sein empfindsames Gemüt einen tiefen Eindruck machte und veranlasste als Psychiater an der Pariser Irrenanstalt Salpetrière, dass die Geisteskranken, die vielfach mit Ketten an die Wände geschmiedet waren, in erster Linie davon befreit wurden. Wir alle wissen, dass man in der Kindererziehung besonders in den sogenannten Trotzphasen ums vierte Altersjahr herum und dann wieder in der Pubertätszeit die Zöglinge nicht durch Verbote und Freiheitsbeschränkungen reizen und herausfordern darf, sondern sie damit noch mehr in ihre trotzige Haltung hineintreibt.

Ebenso wichtig wie die Beschäftigungstherapie ist die *Freizeitgestaltung*. Das hat man auch in den Strafanstalten schon lange erkannt. Es hat mir seinerzeit bei der Besichtigung der Anstalt *Witzwil* einen tiefen Eindruck gemacht, als ich feststellte, wie in der einen Zelle eine Violine hing, in der andern ein selbstgemaltes Bild die Wand zierte. Der Gründer *Witzwils, Kellerhals,* hat wohl als einer der ersten Strafvollzugsbeamten die grosse Bedeutung der Freizeitgestaltung erkannt, und heute wird wohl in den meisten Strafanstalten, wie schon seit langer Zeit in den Heil- und Pflegeanstalten Sport getrieben, Theater gespielt, es werden Wanderungen gemacht, gemischte Chöre, Musikvereine und Zirkusunternehmen werden eingeladen, die Insassen durch ihre Produktionen zu erfreuen. Man hat festgestellt, dass die meisten Rechtsbrecher in ihrer Kindheit keine Zeit oder Gelegenheit hatten zum Spielen. Weil sie dann als Erwachsene mit ihrer Freizeit nichts Rechtes anzufangen wussten, gerieten sie auf Abwege, kamen ins Trinken und in den Müssiggang hinein, der aller Laster Anfang ist. Eltern, die ihren Kindern keine Gelegenheit und Mittel zum Spielen zur Verfügung stellen, begehen daher einen meist recht folgenreichen Fehler. *Hans Zulliger* hat unter dem Titel «Heilende Kräfte im kindlichen Spiel» [8] darauf aufmerksam gemacht, dass das Kinderspiel nicht nur der Verhütung späterer Abwege dient, sondern dass gewisse Erscheinungen beginnender neurotischer Erkrankungen und verwahrlosten Verhaltens dadurch wieder ins seelische Gleichgewicht gebracht werden.

Eine spezielle Form der Freizeitbeschäftigung bildet die *Pflege eines Steckenpferds*. Man erreicht damit oft erstaunliche Erfolge. Mir ist vor allem in dieser Beziehung ein Patient eindrücklich geblieben, der jahrelang untätig, steif und stumm in einer Ecke stand und durch keinerlei Zuspruch der Aerzte oder Ermunterung der Pfleger zu einer Betätigung zu bewegen war. Eines Tags bemerkte nun sein Pfleger, wie er mit einem Bleistiftstummel aus einer herumliegenden Zeitung eine Reklamefigur abzuzeichnen versuchte. Er verschaffte ihr sofort mehr Zeichnungsmaterial und passendere Vorlagen, und der Kranke fing regelmässig und fortgesetzt an zu zeichnen, und damit erwachte auch die Lust zu anderer Betätigung wieder. Er half seinem Pfleger in der Hausordnung, liess sich ferner zur Mithilfe in der Landwirtschaft heranziehen und konnte dann, da er keine näheren Angehörigen mehr hatte, zu einem Bauern in Familienpflege versetzt werden. Wir müssen daher alle auf solche speziellen Begabungen unserer Pfleglinge achten und sie nach Möglichkeit fördern und unterstützen. Dass sie nicht nur in der Tiefe der Menschheit bei den Mühseligen und Beladenen unserer Anstalten grosse Bedeutung haben, zeigt uns das reizende Büchlein *Churchills* «Pinsel und Palette» [9], worin er uns über seine Bemühungen um sein Steckenpferd, die Landschaftsmalerei, unterrichtet und mit Reproduktionen seiner Bilder die Ausführungen illustriert. Die sog. *Managerkrankheit,* wovon man in letzter Zeit soviel gehört hat, d. h. das körperliche und geistige frühzeitige Versagen führender Persönlichkeiten hängt sicher zum grössten Teil davon ab, dass diese Leute in der Hetze der Geschäfte sich nie genügend Zeit nehmen zu gehöriger Erholung, zu richtiger Freizeitgestaltung und zur Pflege eines Steckenpferds. Ich bin, als ich vor 10 Jahren als Pensionierter mich vom Anstaltsbetrieb zurückzog, von einer ganzen Reihe von ebenfalls Pensionierten aufgesucht worden, die an Schwermut erkrankt waren, weil sie mit ihrer freien Zeit nichts anzufangen wussten, und die daher ins Grübeln über allerlei körperliche Beschwerden und ins Jammern gerieten. Es gelang innert kurzer Zeit allen denen zu helfen, die die Möglichkeit hatten, an eine früher gepflegte Lieblingsnebenbeschäftigung anzuknüpfen, und welche bei dieser Pflege eines Steckenpferds von einer energischen und verständnisvollen Gattin unterstützt wurden. [10]

Die trübe Stimmung kann erheblich verbessert werden durch *Musik*. Wir haben daher in Königsfelden vor Jahrzehnten schon eine Blechmusik von Pflegern gebildet, die bei allen Anlässen zur Bereicherung des Programms mithilft und oft zum *Tanze* aufspielt. Der heilende und verhütende Wert des Tanzes ist ja von *Jaques Dalcroze* nachdrücklich hervorgehoben worden, und die moderne Psychotherapie hat den Reigen und die Rhythmik fest in die Reihe ihrer wichtigsten Heilmittel eingefügt. [11] Den heilsamen Einfluss der Musik haben schon die alten Griechen in ihrem Mythos von Orpheus zum Ausdruck gebracht, der mit seinen Gesängen und seiner Leier die wilden Tiere zähmt und dem von den Göttern sogar erlaubt wird, seine verstorbene Gattin Eurydike aus der Unterwelt zurückzuholen. Die *Rhythmik des Turnens* wird in der Heil- und Pflegeanstalt durch einen aus Patienten gebildeten und von einem Pfleger geleiteten Verein geübt und zur Gesunderhaltung und Heilung von Körper und Seele verwertet. Haben doch schon die Alten erklärt: Orandumst, ut sit mens sana in corpore sano, d. h. wir wollen darum beten, dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohne. Auch in den Strafanstalten hat man die hohe Bedeutung des Turnens, turnerischer Wettbewerbe und Sportspiele begrif-

Werde ein freier Mann an der Stelle, an der Du zuerst die Freiheit aufgabst. Gewinne Deine Schlacht dort, wo Du sie verlieren musstest.

Henry Ford

fen und in die Freizeitbetätigung eingefügt. Klassische und ländliche Musik und Sportberichte machen auch den *Radio* zu einem beliebten Unterhaltungsinstrument, und ich habe in einem Arbeitsheim für körperlich und seelisch Behinderte bei einer kürzlichen Besichtigung festgestellt, dass es wenige Zimmer der Insassen gab, in welchen ein solcher Apparat fehlte. Eine Form der Musik, der aber viel grösserer Wert zukommt, als das Anhören des Radios, ist die Pflege des *Gesangs*. Ich erinnere mich jetzt noch eines Nähzimmers auf der Frauenseite in Königsfelden, wo ich jedesmal bei der Visite mit einem fröhlichen Lied der dort beschäftigten Patientinnen begrüsst wurde, denen ihre Tätigkeit unter der Leitung der sangesfreudigen Pflegerin doppelt so leicht vonstatten ging.

Hier ist der Anlass, einer *Patientin Trudi M.* zu gedenken, der wir in Königsfelden recht viel zu verdanken hatten. Aus einer hochgebildeten Familie stammend, vielseitig begabt, erkrankte die Patientin kurz nach ihrem Maturitätsexamen schwer an Spaltungsirresein. Sie wurde in verschiedenen Anstalten behandelt und erwies sich anfänglich als eine der unangenehmsten Insassinnen. So verschluckte sie, um sich das Leben zu nehmen, eine grosse Nadel, die in der Speiseröhre stecken blieb, und dort durch eine gefährliche Operation herausoperiert werden musste. — Dann zog sie sich am rechten Vorderarm eine Menge grosser Schnittwunden zu, weil sie damit dicke Scheiben zerschlug, so dass sie jedesmal wieder genäht werden musste und zuletzt aussah, wie ein Student, der auf einer Reihe von Säbelmensuren verletzt worden war. Mit der Zeit beruhigte sie sich, aber sie wurde auch dann noch dauernd von einer Menge unangenehmer Sinnestäuschungen des Gehörs und des Gefühls geplagt. Um sie abzulenken, munterte ich sie auf, zu zeichnen, zu malen und zu dichten, wofür sie eine grosse Begabung besass. Ein Gedicht, in dem sie das st. gallische Rheintal mit den Kreuzbergen besang, in denen sie mit einem Bruder, der dann abstürzte, Klettertouren unternommen, sandte ich in eine Werdenbergische Lokalzeitung, welches sie abdruckte. Das machte auf die Kranke solchen Eindruck, dass sie anfing, ihr Taschengeld zusammenzusparen, um damit ihre Gedichtsammlungen auf eigene Kosten drucken zu lassen und diese Gedichtbändchen Freunden und Bekannten zu verschenken. Sie begann auch über die Anstaltsfestlichkeiten im «Brugger Tagblatt» regelmässig humorvolle Berichte zu schreiben, verfasste dann eine *Hauszeitung* für die Anstalt mit Illustrationen, die sie zirkulieren liess, die nach ihrem Ableben von einem Assistenten weitergeführt wurde mit Beiträgen von Patienten, Angestellten und Aerzten, und die heute noch existiert. Sie wird hauptsächlich herausgegeben, wenn jemand sein 25- oder 30jähriges Jubiläum feiert, welcher Anlass von der Anstalt zu einer Feier ausgebaut wird, bei welcher der Jubilar Geschenke erhält und von seinen Pfleglingen, Kollegen und Vorgesetzten auf mannigfache Weise gewürdigt wird. Trudi M. hat für viele solche Anlässe Gedichte und Theaterstücke verfasst, Lieder komponiert und am Klavier oder mit der Laute begleitet. Sie verfertigte für ein Kasperlitheater originelle Figuren und Stücke dazu und hat damit jahrelang regelmässig die versammelten Kinder der Anstaltsangestellten und -beamten unterhalten. Trudi M. ist ein treffliches Beispiel dafür, wie eine schwer Kranke durch Pflege und Anerkennung ihrer Begabungen nicht nur aus ihrem Leiden herausgeführt, sondern für die ganze Anstalt zum Segen und einem Vorbild zur Nacheiferung nicht nur für ihre Leidensgenossen, sondern auch für ihr Pflegepersonal und ihre Aerzte werden kann. Alle, die sie gekannt haben, werden ihr Andenken stets hoch in Ehren halten.

Nicht nur die grossen Jubiläen geben Anlass zum Feiern, sondern im kleinen Kreise werden auch *Geburtstage* durch eine kleine Gabe, eine Tafel Schokolade oder eine Frucht und einen Blumenstrauss begrüsst und fördern so die Anhänglichkeit und das Selbstgefühl des Pfleglings. Am *Muttertag* erhält jede Mutter, auch die eines vaterlosen Kindes, eine Orange. Und damit wären wir beim *Essen* angelangt, das im Leben der Anstaltsinsassen eine erhebliche Rolle spielt und daher nicht vernachlässigt werden darf. Mein verehrter Lehrer der Psychiatrie, Prof. *Eugen Bleuler*, eine weltberühmte Autorität auf dem Gebiete des Irrenwesens, hat zwar einmal erklärt, er nehme Klagen der Patienten über das Essen nicht tragisch. Auch wenn man ihnen das Essen durch die Köche des Hotels Baur au lac zubereiten liesse, gäbe es immer noch solche, die sich zu beklagen hätten. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Liebe nicht nur beim Mann durch den Magen geht, und dass eine nachlässige, zu wenig abwechslungsreiche Küche erhebliche Unzufriedenheit zu erwecken vermag. Es ist daher ein Fehler, wenn die Anstaltsleitung aus Bequemlichkeit einen Speisezettel aufstellt, der an jedem Wochentag wieder das gleiche Menu bringt, so dass man zum voraus berechnen kann, was man am Montag, Dienstag usw. wieder vorgesetzt bekommt. Abwechslung macht auch auf diesem Gebiete Vergnügen, und kulinarische Künste und Phantasie lohnen sich sehr.

Eine hohe Stellung ist auch dem *Humor* einzuräumen, und alle Aeusserungen dieser Gottesgabe sind bei allen denen, die sie besitzen, zu anerkennen und soviel als möglich hervorzulocken. Jeder Soldat weiss, wie wertvoll in der Truppe die Tätigkeit eines sogenannten Kompagniekalbes ist, der die langweiligsten und anstrengendsten Märsche und die unangenehmsten Aufgaben, das schlimmste Wetter durch seine launigen Sprüche und Witze zu mildern weiss und seinen Kameraden dadurch über die blödesten Situationen hinweghilft, dass er ihre Lachmuskeln in Bewegung setzt. Solche Typen sind aber auch unter den Insassen jeder Anstalt vorhanden, und wenn man sie entdeckt, soll man sie als kostbaren Schatz hüten und pflegen.

Der durch seine Bücher über das Alter bekannt gewordene Dr. *A. L. Vischer* [12], in Basel, hat am Ende des ersten Weltkrieges als schweizerischer Sanitätsoffizier Gefangenenlager im Ausland zu

inspizieren gehabt und über seine dort gemachten Beobachtungen ein Büchlein mit dem Titel «Die Stacheldrahtkrankheit» veröffentlicht, in welchem er ausführte, dass die Insassen in diesen Lagern gleichgültig, stumpf, interesselos, reizbar würden, allen unsinnigen Gerüchten und Suggestionen zugänglich, zu ständigen Streitigkeiten und Revolten aufgelegt, und dass das Verhalten der Leitung dabei gar keine Rolle spiele, dass es nichts ausmache, ob der Leiter streng oder mild, verständnislos oder verständig sei. Vischer erkannte die Ursache dieser seelischen Störung in folgenden Momenten: Untätigkeit, Unmöglichkeit des Verkehrs mit der Aussenwelt durch Besuche oder Briefe, ständiges Zusammensein mit den andern Lagerinsassen ohne Möglichkeit des Alleinseins, Ungewissheit über die Dauer der Gefangenschaft, Unmöglichkeit von Beurlaubungen. Man hat in Strafanstalten die Erscheinungen der Stacheldrahtkrankheit bei der Kategorie der Verwahrten schon feststellen können. So schreibt der neue Direktor der Strafanstalt *Lenzburg*, Dr. *E. Burren*, in seinem Jahresbericht 1953: Die Verwahrten sind unsere grössten Sorgenkinder. Durch die meistens fragwürdige psychische Veranlagung dieser Schwachen und Unverbesserlichen wird die Anstaltsleitung und das gesamte Personal andauernd stark beansprucht. Im Gegensatz zu den andern Insassenkategorien sind sie viel begehrlicher, unverträglicher und oft auch uneinsichtiger. — Die jahrelange Internierungszeit bringt es mit sich, dass diese Leute mit den Schwächen eines jeden Anstaltsbetriebes wohlvertraut sind und alles versuchen, Wasser auf ihre Mühle zu leiten. Dabei fällt gerade bei den Verwahrten ein Hauptgrund der Stacheldrahtkrankheit weg, nämlich die Beschäftigungslosigkeit. Wenn wir genau acht geben, können wir aber auch in andern Anstalten Anzeichen dieser Krankheit beobachten und zwar überall da, wo Insassen auf unbestimmte Zeit untergebracht werden, und um so mehr, je weniger die Leute Gelegenheit haben zum Verkehr mit der Aussenwelt durch Besuche und Briefe, durch Beurlaubungen und Ferien, durch die Möglichkeit, gelegentlich allein sein zu können und sich nicht immer in der gleichen Gesellschaft aufhalten zu müssen.

Es erscheint auch sehr wichtig, dass der Leiter den Einzelnen Gelegenheit gibt, sich gehörig *aussprechen* zu können, nicht nur mit ihm, sondern auch mit Organen der Aufsicht oder mit einem Anstaltsgeistlichen, zu dem der Insasse ein besonderes Zutrauen hat. Wir hatten in *Königsfelden* jeden Monat Besuch von je zwei Mitgliedern der Aufsichtskommission, die ich als Direktor über eine Abteilung zu führen hatte. Ich sorgte jedesmal dafür, dass *die* Patienten, die am meisten über die Anstalt und ihre Aerzte zu schimpfen hatten, die sich ungerecht behandelt oder ohne Grund interniert fühlten, sich in einem Kämmerlein mit den beiden Herren unter sechs Augen, also ohne dass ich dabei war, aussprechen und gehörig ihren Kropf leeren konnten. Das bewirkte immer eine gehörige Reinigung der gespannten Atmosphäre, da natürlich auch die beiden Inspektoren dem Kranken zusprachen und ihm die Schwäche und Unrichtigkeit seiner Anschuldigungen zu beweisen suchten. Durch solche Aussprachen lässt sich oft verhüten, dass ein Insasse aus lauter Groll sich eine Störung des seelischen Gleichgewichts, eine Neurose zuzieht, die dann die Behandlung durch einen Fachmann, einen Psychotherapeuten nötig macht. Man hat auch in den Strafanstalten die Notwendigkeit erkannt, den Psychiater zuzuziehen, wenn das Verhalten eines Insassen den Verdacht auf eine beginnende Störung erweckte. Ich habe so während Jahrzehnten solche Sträflinge der aargauischen kantonalen Strafanstalt *Lenzburg* besucht, über ihren Geisteszustand ein kurzes Gutachten abgegeben und Räte erteilt, um den Ausbruch einer Störung zu verhüten. Oft genügt ein Wechsel des Milieus, Versetzung in eine andere Abteilung zu einem andern Meister. Oft wirkt ein kurzer Urlaub Wunder. Auch das hat man jetzt in den Strafanstalten erkannt.

Vielfach nehmen sich die Patienten der Heil- und Pflegeanstalten selbst Urlaub, indem sie von der Garten- oder Feldarbeit *durchbrennen*, von freiem Ausgang am Sonntag nicht zurückkehren, sondern ihre Angehörigen aufsuchen, oder in der Zeit des Heuets oder der Ernte sich bei einem Landwirt als willkommene Aushilfe anbieten. Der frühere bekannte Direktor der Anstalt Burghölzli, Zürich, August Forel, hat einmal erklärt, eine Irrenanstalt, in der keine Entweichungen vorkämen, sei eine schlechte und eher ein Zuchthaus. Im allgemeinen passiert ja auch bei solchen Entweichungen nicht viel Schlimmes. Die Angehörigen berichten meist sofort, und man kann mit ihnen vereinbaren, dass der Patient je nach seinem Zustand sofort zurückgebracht wird, oder nach einigen Tagen Ferien unter Umständen freiwillig zurückkehrt. Ich hatte mir zur Pflicht gemacht, nach den Vorschriften des Reglementes jeden Patienten, der nicht sofort zurückkehrt oder zurückgebracht wird, dem Bezirksamt Brugg zur polizeilichen Fahndung und Rückführung anzumelden. Wie sehr das zweckmässig war, belehrte uns Aerzte von Königsfelden folgende schmerzliche Erfahrung. Während meiner Ferienabwesenheit war ein Patient, der im Garten beschäftigt wurde, der als völlig harmlos galt und der schon mehrmals fortgelaufen und dann freiwillig wieder zurückgekehrt war, entwichen. Trotzdem mehrere Tage verstrichen waren, ohne dass man von ihm Nachricht hatte, unterliess mein Stellvertreter die Anzeige ans Bezirksamt, und als ich zurückkehrte und das Versäumte sofort nachholte, war das Unglück schon geschehen. Der Patient hatte, in der Nähe des Heimatortes im Walde versteckt, da er sich nicht zu den Angehörigen getraute, einige Mädchen auf dem Schulweg um einen Apfel gebeten, da er nach mehrtägigem Fasten hungerte. Die Kinder, von dem ungepflegten Aussehen des Bettelnden erschreckt, waren davongelaufen, ohne ihm einen Apfel zu überlassen. Er rannte ihnen nach und versetzte in der Wut dem einen einen Messerstich in die Leistengegend, an dem es verblutete. Das furchtbare Ereignis erzeugte nicht nur

einen Entrüstungssturm im ganzen schweizerischen Zeitungs-Blätterwalde, sondern trug mir auch eine von einem Advokaten erhobene Schadenersatzforderung der Eltern des getöteten Kindes von Franken 10 000.— ein. Die Sache konnte gütlich beigelegt werden und hatte wenigstens die erfreuliche Folge, dass für die kantonalen Beamten eine Haftpflichtversicherung abgeschlossen wurde. — Wenn für Ihre Anstalten, verehrte Anwesende, noch keine solche besteht, möchte ich Ihnen dringend raten, eine solche bei Ihren vorgesetzten Behörden zu veranlassen. Das Gefühl der Sicherheit vor den Folgen unglücklicher Unfälle, das dadurch erzeugt wird, wird wesentlich zur Pflege Ihrer seelischen Gesundheit beitragen. Ebenso sollte man einer Krankenkasse angehören und durch Anschluss an eine Pensionskasse für die alten Tage einen Rückhalt besitzen.

Viele Insassen von Anstalten, die keine Gelegenheit zum Durchbrennen in die ersehnte Freiheit finden können, *flüchten* sich dafür in die *Krankheit* oder sie übertreiben geringfügige Beschwerden, d. h. sie aggravieren, oder sie täuschen eine nicht bestehende Krankheit vor, d. h. sie *simulieren.* Der Begriff Flucht in die Krankheit ist während des ersten Weltkrieges aufgekommen, als viele Soldaten durch die Strapazen des Schützengrabenkrieges in einen seelischen Zustand gerieten, der sie veranlasste, mit allen Mitteln dieser ungemütlichen Situation zu entfliehen. Wenn einer vor Kälte und Regen zitterte, brauchte er nur dieses Zittern fortzusetzen und zu verstärken, so konnte er zum Schiessen mit dem Gewehr nicht mehr gebraucht werden und wurde ins Lazarett versetzt. Oder er konnte sich von der ständig gebückten Haltung im Graben nicht mehr aufrichten, er blieb ständig gebückt und verkrümmt und war auch so nicht mehr als beweglicher Soldat zu gebrauchen. In den Lazaretten gab man sich alle Mühe, diese Kranken durch Elektrizität und mehr oder weniger freundlichen Zuspruch wieder herzustellen. Sobald man sie aber wieder in den gefährlichen Schützengraben zurückschickte, traten Rückfälle auf, und eine Besserung erfolgte erst, wenn man diese Kranken als dauernd felddienstuntauglich erklärte. Alle die aber, die sich zur Zeit des Waffenstillstandes und Kriegsendes noch in den Lazaretten befanden, waren plötzlich gesund und konnten ohne Zittern und ungebückt nach Hause entlassen werden.[13] Wir können aber solche Neigungen zur Flucht in die Krankheit nicht nur bei Soldaten in Lebensgefahr beobachten, sondern schon bei gewissen Erstklässlern, denen es in der Schule nicht gefällt, die sich vor einem strengen Lehrer fürchten oder ihre Schulaufgaben gar nicht oder nur mangelhaft erledigt haben. Sie bleiben am Morgen stöhnend und weinend im Bett, klagen über Kopfweh, Bauchschmerzen oder Halsentzündung, und manche besorgte, mitleidige Mutter lässt sich durch diese Klagen und Tränen verleiten und verhilft dem kleinen Simulanten oder Aggravanten zu einem schulfreien Tag. Auch in allen unsern Anstalten gibt es Insassen, die sich gern von einer mitleidigen Pflegerin bedauern, verhätscheln und etwas verwöhnen lassen, sich sogar oft bei dieser Gelegenheit in diese barmherzige Schwester unsterblich verlieben und sie nachher mit entsprechenden Briefen und Geschenken verfolgen. Solche Liebschaften sind gar nicht als harmlos zu taxieren, sondern können unter Umständen recht unangenehme Folgen haben, wenn die enttäuschte und verschmähte Liebe plötzlich in Hassgefühle umschlägt, die zu entsprechenden Taten führen. Wenn bei einem Insassen immer wieder Aggravations- und Simulationsversuche auftreten, so dürfen wir uns nicht damit begnügen, sie zu konstatieren, sondern wir müssen versuchen festzustellen, was dahinter steckt. Oft sind diese Versuche Vorzeichen einer beginnenden ernstlichen seelischen Störung, oft versucht der Betreffende damit, in ein Spital versetzt zu werden, weil er dort eher Gelegenheit zu finden hofft, entweichen zu können, oder weil er einfach der unbeliebten Beschäftigung entweichen und ein wenig sich pflegen lassen möchte. Man wird solche Leute also dem Facharzt zur Behandlung zuweisen, oder man wird ihnen in einem andern Milieu eine andere Arbeit zuteilen müssen, die ihnen eher zusagt. Hypochondrische Beschwerden und Klagen über allerlei Schmerzen, für die sich keine rechte Grundlage finden lässt, sind oft die Folge eines schlechten Gewissens wegen *Onanie,* die von Ledigen im geschlechtsreifen Alter wohl allgemein betrieben wird und zwar ohne Schaden, wenn nicht diese Selbstvorwürfe wären. Sie ist wohl die häufigste Form des sexuellen Lebens in Anstalten. Sie kann durch vernünftige Aufklärung gemildert und durch angemessenen Sport und planmässige Freizeitbeschäftigung verhindert werden.

*

Wir möchten noch auf eine Form solcher Betätigung speziell aufmerksam machen. Das ist die *Tierpflege.* Wir denken da nicht an die Beschäftigung im Stall, die ja von allen Pfleglingen, die aus landwirtschaftlichem Milieu stammen, meist geschätzt und mit Lust betrieben wird, sondern die Pflege von Kaninchen, Tauben, Hühnern, Katzen und Hunden, eines Geissleins oder Schäfchens. Wir wissen, dass die Anleitung zu solcher Pflege eine grosse erzieherische Bedeutung hat, dass der Umgang mit dem Tier das Kind zu einer Identifikation mit ihm veranlasst, die nur gute Folgen haben kann, weil uns allen ja das Tier in vielen Beziehungen als Vorbild zu dienen vermag. Der hl. Franziskus hat nicht vergeblich den Tieren als seinen Brüdern und Schwestern gepredigt, und um auf einen schreienden Gegensatz zum Heiligen hinzuweisen; *Adolf Hitler,* der grosse Rattenfänger von Hameln, hat sich seine Gefangenschaft in der Festung Landsberg damit verkürzt, dass er Mäuse zu zähmen versuchte und sich damit offenbar jene Fähigkeit zur Suggestion seiner Landsleute erworben, an deren furchtbaren Folgen noch heute die ganze Welt zu leiden hat.

Der einzige Professor für psychische Hygiene in der Schweiz, Prof. Dr. *Hch. Meng* in *Basel,* hat sich in seinem Buch: «Seelischer Gesundheitsschutz»[14] in einem besondern Kapitel auch mit

Beobachtungen an *Körpergeschädigten* beschäftigt und zwar bei Krüppeln mit angeborenem oder in den ersten 7 Jahren nach der Geburt erworbenen Körperschaden. Es handelt sich dabei um Patienten, die am *Frankfurter* Psychoanalytischen Seminar in den Jahren 1929 bis 1933 beobachtet wurden. Eine mit 4 Jahren an spinaler Kinderlähmung erkrankte Patientin Irma Dresdner, die dort in Behandlung stand, bildete einen Bund von Körperbeschädigten und schrieb darüber. Sie orientierte sich mit Fragebogen über das Seelenleben ihrer Leidensgenossen. Die Gesunden haben eine Abneigung gegen Krüppel, die sie beschuldigen, sie seien misstrauisch, falsch, boshaft, neidisch, streitsüchtig, eitel, überempfindlich, hätten somit im entstellten Körper auch eine entstellte Seele. Anhand von 30 Beobachtungen, wobei organisch Schwachsinnige ausgeschlossen wurden, stellte Meng fest, dass keine Krüppelseele entstehen muss. Es bestehe allerdings eine gewisse Veranlagung zu nervöser Erkrankung. Härte oder Verwöhnung sei in der Erziehung hier noch viel schädlicher als bei gesunden Kindern. Die Krüppel würden dadurch in einer kindlichen Einstellung festgehalten. Viele werden auch zunächst als Heuchler und Simulanten behandelt, weil man ihre Erkrankung nicht rechtzeitig erkennt. Für arme Leute bedeuten solche Kinder eine Last, für die Reichen eine Schande. Oft verbietet man ihnen mit Rücksicht auf ihre Lähmungen und Schwächen Bewegungen und Körperübungen. Wenn sie aus Trotz und kindlicher Lust an Bewegung diese Verbote überschreiten, entsteht daraus oft ein erfreuliche Gewandtheit. Die Einschränkung oder der Fortfall des Spiels mit Kameraden hat für solche Kinder oft bedeutsame Folgen, wie wir das oben nachzuweisen versucht haben. Oft erzeugt die Isolierung von den Kameraden aber auch eine intellektuelle Frühreife. Durch falsche Reaktionen der Erzieher wird der *Narzissmus,* d. h. die natürliche Eigenliebe und das Selbstgefühl solcher Kinder vielfach gekränkt und verletzt; es kommt zu einer Verlängerung oder Verkürzung der sogenannten Nesthockerzeit, was beides unerfreuliche Folgen haben kann. Infolge des gekränkten Narzissmus und der Isolierung ergibt sich ein solches Kind zum Ausgleich einer gesteigerten Phantasietätigkeit; es wird zum Tagträumer, der dann vielfach Traum und Wirklichkeit nicht mehr auseinanderhalten und damit ins Lügen und Schwindeln geraten kann. Meist entsteht dabei aber auch ein *Minderwertigkeitsgefühl,* das zu allerlei Ersatzhandlungen Anlass gibt. Diese können sich recht erfreulich auswirken, z. B. in künstlerischer Betätigung. Ich habe in einer Abhandlung in der schweizerischen Lehrerzeitung darauf hingewiesen, wie die *Linkshändigkeit,* die ja viele Erzieher und Lehrer in unzweckmässiger Weise verpönen und zu unterdrücken suchen, bei einer Reihe von berühmten Malern und Zeichnern zu bedeutenden Kunstwerken Anlass gegeben hat.[15] *Freud* betont, dass alle diese Fehlentwicklungen nur entstehen, wenn den Eltern die richtige Liebe fehlt. Es entwickelt sich dann auch leicht eine hypochondrische Ueberbetonung des Defektes und daraus Angst. Ein Schüler Freuds, Federn, führt aus, wie sich der Krüppel häufig als ein Ausnahmemensch betrachtet, dem ein Unrecht geschehen ist, und der sich daher berechtigt glaubt, auch andern ein Unrecht anzutun. Weil der Gesunde das spürt, hat er Angst vor der Krüppelseele. Er projiziert seine eigenen Minderwertigkeitsgefühle in den Körpergeschädigten. Man traut ihnen aber auch oft besondere zauberische Kräfte zu, gegen die man sich in abergläubischer Weise glaubt schützen zu müssen durch irgend einen Abwehrzauber. Bei den Krüppeln besteht meist eine grosse psychische Energie, um mit allen den Schwierigkeiten der eigenen Seele und der Umwelt fertig zu werden. Die geschlechtliche Betätigung ist gering, dagegen die sexuelle Phantasietätigkeit verstärkt. Das Pflegepersonal für diese Menschenkategorie soll möglichst unter Menschen ausgelesen werden, die sich vollwertig fühlen. Die seelische Hygiene, welche Fehlentwicklungen bei Krüppeln verhindern will, muss möglichst seine ganze Umgebung umfassen. Die Prothese für einen Körpermangel ersetzt entweder ein geschwächtes Organ oder verbirgt es, wie z. B. das Glasauge. Die Hälfte der Körperbeschädigungen entsteht durch Fahrlässigkeit: Lues, Geburtsschädigungen, Rhachitis, falsches Verhalten der Erzieher beim Schutz des Kindes. Sogenannte iatrogene Schädigungen rühren von falscher Behandlung durch die Aerzte her. — Alle diese aus Fahrlässigkeit herrührenden Körperschäden können durch Sorgfalt und eine zweckmässige Sondererziehung vermieden oder in ihren Folgen weitgehend gemindert werden.

*

Zusammenfassung: Anhand der Krankengeschichten von zwei im selben Jahre 1876 geborenen Amerikanern wird zu zeigen versucht, wie aus schwerer und langedauernder Geisteskrankheit erfreuliche Folgen entstehen können. Clifford Wittingham Beers hat mit seinem Buche: Eine Seele, die sich wiederfand, in dem er seine Erfahrungen in Irrenanstalten beschrieb, nicht nur zur Verbesserung der um die Jahrhundertwende in den Heil- und Pflegeanstalten der USA herrschenden Missstände beigetragen, sondern er ist dadurch mit der Hilfe einsichtiger Fachleute zum Schöpfer der heute die ganze Welt umfassenden Organisation für psychische Hygiene geworden. Anton T. Boisen, der seine Erlebnisse als Patient in der Irrenanstalt in dem Buche «Die Erkundung der innern Welt» niederlegte, bemüht sich seit Jahrzehnten erfolgreich um die bessere Zusammenarbeit von Seelsorgern und Psychiatern, indem er Theologiestudenten eine vermehrte theoretische und praktische Ausbildung in Psychiatrie, den Medizinern theologische Erkenntnisse zu vermitteln sucht.

Gelegentliche Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit von Anstaltsleitung und Anstaltsgeistlichen, wie sie kürzlich in Uitikon vorgekommen sind, bestätigen als Ausnahme die Regel. Die scharfe Abgrenzung der Kompetenzen machte schon in den frühesten Klöstern, aus denen ja vielfach die heutigen Heil- und Pflegeanstalten herausgewachsen sind, Mühe.

Als erstes Erfordernis der psychischen Hygiene erweist sich somit das nach Ordnung. Aus der Ord-

Was vermagst Du zu leisten, um der Welt zu helfen und sie zu heilen? Das bedeutet die eigentliche Bildungsprobe. Vermag ein Mensch ein Ziel zu verfolgen, so ist er wer. Vermag er zehn oder hundert oder tausend anderen zu helfen, ihre Ziele zu verfolgen, so ist er noch mehr. Henry Ford

---

nung in äusseren Dingen lassen sich Schlüsse ziehen auf die im Innern des Menschen, und indem wir auf jene dringen bei unserer Umwelt, verhelfen wir dieser auch zur Innern. Zur Ordnung gehören auch Disziplin und Sicherheitsdienst. Wenn wir sie von unseren Untergebenen fordern, müssen wir diesen auch mit Selbstdisziplin vorangehen.

Wie man auch schwer Verwahrloste durch eigenes Beispiel der Ruhe und verzeihende Liebe zu bändigen vermag, hat uns August Aichhorn gezeigt, während Pinel, der Vater der modernen Psychiatrie und Psychotherapie, uns auf die Bedeutung der Freiheit in der Behandlung der Kranken aufmerksam machte.

Neben der Beschäftigung, die heute wohl in allen Anstalten die wichtigste Grundlage der Heilbehandlung bildet, erweist sich als ebenso bedeutsam die Freizeitgestaltung. Kellerhals, der Gründer von Witzwil, hat früh ihren Wert erkannt. Wer als Kind nicht spielen durfte oder nicht konnte, weiss auch später nichts mit seiner freien Zeit anzufangen und gerät dann vielfach auf gefährliche Abwege. Hans Zulliger hat nachgewiesen, dass im Kinderspiel nicht nur verhütende, sondern auch heilende Kräfte verborgen sind. Zur Freizeitgestaltung gehört auch die Pflege einer aus der Kindheit bewahrten Lieblingsbeschäftigung, eines sog. Steckenpferds. Musik, Tanz und Gesang liefern wertvolle psychohygienische Kräfte. Aus der Krankengeschichte von Trudi M. erhellt, wie eine begabte Geisteskranke mit ihren vielfachen Talenten durch deren Pflege und Anerkennung nicht nur aus ihrem Leiden herausgeführt, sondern der ganzen Anstalt zum Segen und Vorbild werden kann.

Feiern von Dienstjubiläen, in kleinerem Rahmen von Geburtstagen, fördern die Anhänglichkeit und das Selbstgefühl der Gefeierten. Hauszeitungen mit Beiträgen aus allen Kreisen einer Anstalt sträken den Zusammenhalt.

Abwechslung in der Küche, kulinarische Künste und Phantasie lohnen sich sehr. Alle Aeusserungen des Humors sind zu anerkennen und hervorzulokken. Ein guter Spassmacher vermag die blödesten Situationen und unangenehmsten Aufgaben durch seine launigen Sprüche und Witze zu mildern.

Anzeichen der von A. L. Vischer beschriebenen Stacheldrahtkrankheit finden sich nicht nur in den Kriegsgefangenenlagern, sondern auch in vielen vielen Anstalten, besonders bei Insassen, die auf unbestimmte Zeit verwahrt sind. Gelegenheit zum Verkehr mit der Aussenwelt durch Besuche und Briefe, Beurlaubungen, Ferien und Schaffung zur Gelegenheit auch etwa allein sein zu können, werden diese Krankheit verhüten helfen.

Von grosser Wichtigkeit sind gehörige Aussprachen mit Anstaltsleiter, den Aufsichtsorganen und Anstaltsgeistlichen. Wenn sich dabei Anzeichen von geistigen Störungen zeigen, sollte der Psychiater zugezogen werden. Entweichungen haben nicht immer schlimme, oft erfreuliche Folgen. Um sich gegen gefährliche zu schützen, ist der Abschluss einer Haftpflichtversicherung auch zum Schutze der seelischen Gesundheit zu empfehlen. Ebenso sollte man einer Krankenkasse angehören und durch Anschluss an eine Pensionskasse für die alten Tage einen Rückhalt besitzen. Die Flucht in die Krankheit, bei den Soldaten im Schützengrabenkrieg 1914—18 offenbar geworden, wird oft auch von Anstaltsinsassen angewendet, wie die Aggravation und Simulation von Krankheit. Schon das Kleinkind macht oft solche Fluchtversuche, um unangenehmen Situationen auszuweichen. Hypochondrische Klagen beruhn häufig auf Gewissensbissen wegen Onanie. Tierpflege ist ein gutes Erziehungs- und Ablenkungsmittel vor gefährlichen Neigungen.

Prof. Dr. Hch. Meng, der in Basel den einzigen Lehrstuhl für psychische Hygiene in der Schweiz innehat, macht darauf aufmerksam, dass die Hälfte der Körperbeschädigungen, die zur Verkrüppelung führen, durch Fahrlässigkeit, Geschlechtskrankheiten, Geburtsschädigungen, Rhachitis, falsches Verhalten der Erzieher zum Schutze der Kinder oder falsche ärztliche Behandlung entstehen und durch Sorgfalt und Sondererziehung gemildert oder vermieden werden kann.

Schrifttum

1 Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1941.

2 Anton T. Boisen. The exploration of the inner world. Harper and Brothers, Publishers. New York, 1936.

3 A. Kielholz. Psychiatrie, Seelsorge und Gewissen. Sch. M. W. 81. Jg. H. 22 1951.

4 C. A. Loosli. Psychotherapie und Erziehung. Im Selbstverlag des Verfassers. Buchdruckerei Stäfa, 1952.

5 Philibert Schmitz. Geschichte des Benediktinerordens. — 2 Bände. Verlag Benziger & Co., Einsiedeln, 1948.

6 Der Strafvollzug in der Schweiz. Anstaltsfragen: Disziplin, Sicherheitsdienst, Oeffentlichkeit. 1954 Juni/Juli. Nr. 6. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

7 August Aichhorn. Verwahrloste Jugend. Zehn Vorlesungen. 3. erweiterte Auflage. Verlag H. Huber, Bern. 1951.

8 Verlag E. Klett, Stuttgart. 1952.

9 W. Churchill. Mit Pinsel und Palette. Verlag Hallwag, Bern.

10 A. Kielholz. Zur Behandlung und Verhütung von Depressionen bei Pensionierten. Sch. M. W. 83 Jg. Nr. 46 S. 1117, Nov. 1953.

11 J. H. Schultz. Grenzgebiete der ärztlichen Psychotherapie. Die Vorträge der 4. Lindauer Psychotherapiewochen 1953. Verlag Gg. Thieme, Stuttgart. 1954. S. 135.

12 A. L. Vischer. Das Alter als Schicksal und Erfüllung. Verlag B. Schwabe & Co., Basel. 1941. Seelische Wandlungen beim alternden Menschen. — 1949. Grete Vettinger, Anièla Jaffé, Alban Vogt. Alte Menschen im Altersheim. ibid. 1951.

13 Arthur Kielholz. Krieg und Geistesstörungen. 19. Bericht des aarg. Hülfsvereins für arme Geisteskranke. Brugg. 1919.

14 Heinrich Meng. Seelischer Gesundheitsschutz. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel. 1939. S. 101.

15 Arthur Kielholz. Zur Psychologie der Linkshändigkeit. Schweiz. Lehrerzeitung, 98. Jg. Nr. 46, S. 1183, Nov. 1953.